Münchener Frühlingsbilder.

Von Fried. Noack.

(Römische Zeitung.)

Allzulange hat der Winter heuer gewährt, und seine Unbilden wurden noch gesteigert durch die äußere und innere Not des Vaterlandes. Endlich im Laufe des Mais, nachdem München schon eine gute Weile von der Herrschaft der Räterepublik befreit war, hat der Lenz sich entschlossen, seinen Einzug zu halten, gerade als habe er sich gescheut, hereinzukommen, solange die rote Tyrannei unter der Maske der Freiheit die Stadt in ihrem Bann hielt. Desto freudiger haben die Münchner den Frühling begrüßt, mit gleicher Wärme wie den Einmarsch der Regierungstruppen am Anfang des Monats. Ohne Scheu folgt man der Einladung der erwachenden Natur und getraut sich wieder hinaus ins Freie, nachdem man wochenlang wie in einem Gefängnis gelebt und nur die notwendigsten Gänge in den nächsten Straßen getan hatte. An sonnigen Tagen belebt sich wieder der Englische Garten mit dichten Scharen von Spaziergängern unter den Kastanien des Hofgartens, die ihre weißen und roten Kerzen aufzustecken beginnen, füllen sich die Tische der Kaffeehäuser längs der Arkaden, und auch der ferner gelegene Nymphenburger Park übt von neuem seine Anziehungskraft, seit die Straßenbahnen zu ordnungsmäßigem Dienst zurückgekehrt sind. Das ist so recht ein Platz zu stiller Erholung von dem unruhigen Getriebe einer politisch erregten Großstadt, dieser weitläufige alte Waldpark mit seinen schattigen Pfaden, frischen Wiesenflächen und den blinkenden Wasserspiegeln, in denen sich selbstgefällig die steinernen Götter und Nymphen beschauen und Schwäne lautlos dahingleiten. In die Stille des Maisonntagmorgens klingt nun der Gesang der Vogelwelt hinein, die aus den dichter werdenden Baumkronen der Frühlingssonne entgegenjubeln, und das frohe Lachen einiger Knaben, die auf der unbewegten Wasserfläche dem Ruhersport huldigen. Ein aristokratischer Ton klingt uns aus der ganzen Umgebung entgegen, in wohltuendem Gegensatz zu der geräuschvollen Aufdringlichkeit der Demokratie, die seit Anbruch des vergangenen Winters in der Stadt uns unaufhörlich mit ihren Ankündigungen, Neuerungen und Verheißungen verfolgte. Man fühlt sich zurückversetzt in die alte Zeit, als die Wittelsbacher noch über Bayern herrschten, der Münchner Bürger sich seiner „königlich bayrischen Huab" erfreute, morgens und abends gemütlich in sein gewohntes Bräu ging, und als noch die weißblauen Fahnen in den Straßen der Hauptstadt flatterten. Der echte Münchner, der ohne seine Maß nicht leben konnte, die Preußen nicht leiden mochte und am Fronleichnamstag hinter seinem König und dem ganzen Hof her in der Prozession ging, hat die alten Fahnen, die seit November 1918 vom Dach der Residenz und von allen öffentlichen Gebäuden wehten, nur mit grimm Groll gesehen und ballte dazu die Faust im Sack; aber gerührt hat er sich nicht. Seit dem Einmarsch der Regierungstruppen ist das Rot verschwunden, man sieht keine roten Flaggen und die roten Armbinden mehr, und seit dem 2. Mai seit sechs Monaten zum erstenmal die weißblaue Fahne auf dem Dach des Königsbaues gehißt worden und die altbayrischen Farben wieder in Ehren gekommen. Der Frühlingshimmel selber kleidet sich an dem sonnigen Maimorgen in diese Farben, über das grünenden und knospenden Wipfeln des Nymphenburger Parks segeln blendend weiße Wölkchen, vom frischen Wind getrieben, durch den reinen blauen Äther. Eine Gruppe von Soldaten der Besatzung, den Befreiern der Hauptstadt aus der Tyrannei des Bolschewismus, schaut am Rand des Kanals des Wasserbeckens vor der Gartenseite des Schlosses den Schwänen und Enten zu; auch sie tragen die bayrischen Farben an der Armbinde, aber ein gelber Querstreifen macht sie zugleich als solche Truppen kenntlich, damit man nicht etwa die Preußen und darum ansieht; denn, wie töricht es auch sein mag, viele Münchner können es nicht verdragen, daß auch Preußen an der Niederwerfung der Räterepublik beteiligt waren, und von gewissenlosen Hetzern wird diese eingewurzelte Abneigung gegen Norddeutsche und ihre Art absichtlich zu politischen Zwecken ge-

Marienplatz.

Soldaten, die ihre dienstfreien Tage gemächlich mit einem Gang durch den Nymphenburger Park ausmachen einen guten Eindruck und erfreuen ein militärisches Herz durch Aussehen und Haltung. Sie verleugnen auch außer Dienst die soldatische Schulung nicht und lassen sich nicht so gehen, wie man es ein halbes Jahr lang von den Truppen der Republik von Eisners bis zu Lewins Herrschaft mit Mißfallen ansehen mußte. Jeder Rest von Zucht und Ordnung war bei diesen verschwunden, nachlässig angezogen, in schlottriger Haltung bummelten die bewaffneten Wächter des neuen Freistaats durch die Straßen, von militärischem Gruß vor Offizieren war keine Rede mehr, die Posten standen mit den Händen in den Taschen, das Gewehr nachlässig umgehängt, rauchend und schwatzend an den Pforten der Kasernen und Ministerien. Eine Steigerung erfuhr das häßliche Bild noch, als die Räteregierung seit Anfang April in München schaltete, das Proletariat bewaffnete und allen Nichtproletariern abnahm, was sie noch von Wehr und Waffen besitzen mochten. Die unumschränkte Alleinherrschaft einer einzigen Volksklasse über alle andern wurde in jenen Wochen dem friedlichen Bürger täglich drohend zum Bewußtsein gebracht, wenn er auf den Straßen den Bassermannschen Gestalten begegnete, die über ihrer Arbeiterjoppe oder dem bürgerlichen Rock ein halbes Dutzend Patronentaschen umgeschnallt, das Gewehr über der Schulter und womöglich noch ein paar Handgranaten am Gürtel trugen und durch die rote Armbinde sich als Herren der Lage auswiesen, denen blindlings zu gehorchen Klugheit und Selbsterhaltungstrieb geboten. Solche unheimlichen Gestalten sieht man jetzt nicht mehr, sie sind spurlos verschwunden, und an ihre Stelle getreten sind die wohlgeordneten Scharen der Reichswehr, welche die alte Ueberlieferung militärischer Zucht hochhalten, in Reih und Glied stramm durch die Straßen ziehen, ihre Vorgesetzten grüßen, aber auch die soldatische Freudigkeit wieder ins Leben zurückrufen: denn in diesen Maitagen erklingt wieder militärische Musik in München und froher Gesang marschierender Abteilungen.

Es geht fürwahr wie ein allgemeines Aufatmen durch die bayrische Hauptstadt, und angesichts der gegenwärtigen Stimmung drängt sich der Gedanke auf, daß schon die Umwälzung vom 8. November keineswegs den Wünschen und Ueberzeugungen der Mehrheit Münchens entsprach, sondern eine kecke Ueberrumpelung eines harmlosen Volkes durch eine Minderheit war, die zufällig, wie ein angesehener Gelehrter und Politiker sich ausdrückte, die Waffen in der Hand hatte. Man kann es daher verstehen, daß jetzt, da der beginnende Frühling uns von der Gewaltherrschaft russischer Volksbetörer befreit hat, in manchen bayrischen Köpfen die Hoffnung erwacht ist, es möchte das vergangene Winterhalbjahr spurlos aus der Geschichte des Landes gestrichen werden und die alte weißblaue Zeit zurückkehren, in der unter dem Schatten der Liebfrauentürme ein frohes und freies Leben sich regte, frei allerdings nur, soweit es der Zentrumspartei beliebte, aber doch im ganzen so genußfreudig, daß München in der Außenwelt als ein wahres Capua galt. In politischer Hinsicht sind solche Hoffnungen wohl nur leere Träume, aber die Frage, ob München in seiner anziehenden Eigenart, wie sie sich vor dem Kriege der Welt darstellte, nach der Revolution wieder aufleben kann und wird, diese Frage ist nicht müßig. Wer möchte sie jedoch jetzt zu beantworten wagen?

Was die leiblichen Genüsse angeht, so ist München schon während des Krieges von seiner Capuastellung immer tiefer herabgesunken, selbst das heilige Nationalgetränk hat an die Not der Zeit glauben müssen. Nach der gedanken- und vielleicht auch gewissenlosen Wirtschaft der Räteregierung und nach den uns bevorstehenden Friedensbedingungen wird der Münchner seinem Schöpfer danken können, wenn er bis zur Ernte notdürftig seinen Hunger zu stillen vermag. Dem Fremdenverkehr, der in den Friedensjahren einer der Lebensnerve der Stadt war, hat der Krieg an sich schon schweren Abbruch getan, und die Münchner selber haben mit ihrer eigensinnigen Voreingenommenheit gegen das Preußentum, insbesondere gegen die Berliner, noch das Zerstörungswerk vollenden helfen, so daß man mit Gewißheit annehmen darf, der Fremdenzuzug werde in den nächsten Jahren recht spärlich ausfallen. Zudem haben die Wirren der verschiedenen Umwälzungen viele, die nicht beruflich an die Stadt gebunden sind, sondern nur ihrem persönlichen Behagen hier leben wollten, in die Flucht gejagt, und bevor volle Sicherheit vor weitern politischen Ueberraschungen geboten ist, werden solche Epikuräer kaum hierher zurückkehren, auch wenn die Reisemöglichkeiten allmählich wieder günstiger werden sollten. Es könnte schon bald dazu kommen, daß der eingefleischte Münchner selbst die „zuwidern" Berliner sehnsüchtig zurückwünscht, wenn sie nur Geld hereinbringen.

Wie steht es nun um die höhern Anziehungskräfte der bayrischen Hauptstadt, die nichts mit dem Fasching, den Bierkellern und der bunten Mannigfaltigkeit der oberflächlichen Vergnügungen zu tun haben? Mit dem vielgestaltigen Inbegriff geistiger und künstlerischer Werte, die München seit mehr als einem Jahrhundert zu einem auf dem ganzen Erdenball geschätzten Sammel- und Ausgangspunkt kultureller Genüsse und Anregungen gemacht haben? Auch hierüber darf man eher trübe als rosige Erwartungen hegen. Zwar fehlte es schon vor dem Kriege nicht an ernsthaften Kritikern in München selbst, die der Besorgnis Ausdruck gaben, die Kulturpflege sei hier gerade durch den gewaltigen Fremdenverkehr unrettbar auf eine abschüssige Bahn geraten, indem der Tanz ums goldene Kalb dabei zur Hauptsache geworden sei und die alte Gediegenheit des geistigen und künstlerischen Lebens immer mehr der schnöden Gewinnsucht zum Opfer falle. Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob ein Rückgang des Fremdenverkehrs zur Gesundung führen kann und ob nicht gerade die Not zur Steigerung einer verwegenen Jagd nach dem Glück ohne Rücksicht auf den innern Wert künstlerischer Leistungen beitragen wird. Anderseits hat noch jüngst als schon die Demokratie und der Sozialismus am Ruder waren, ein Münchner Blatt seinen Lesern allen Ernstes vorgehalten, wie unsinnig es sei, durch Uebertreibung des oberbayrischen Heimatstolzes die Fremden zu verscheuchen, denn die Stadt verdanke ihren Glanz und Ruhm, die Fülle ihrer Schönheit und ihr geistiges Gewicht nicht etwa der eingesessenen Bevölkerung, sondern vor allem den Fremden. Das abfällige Urteil, welches der Zeitungsmann bei diesem Anlaß über das eingeborene Münchnertum abgab, soll hier nicht wiedergegeben werden; es mag auch etwas gar zu scharf gewesen sein. Aber noch eine andre Einbuße hat München erlitten, die für seine zukünftige Entwicklung Bedenken rechtfertigt. Jeder Schritt durch die verschlungenen Wege des frühlingsgrünen Nymphenburger Parks mit seinem großartigen Schloßbau des Spätbarocks, den in den Wassern sich spiegelnden steinernen Göttern, den im Waldesschatten versteckten zierlichen Rokokonestern erinnert uns daran, wie viel die Hauptstadt ihrem Fürstenhaus verdankt. Seit Jahrhunderten haben die Wittelsbacher die Künste gepflegt, zunächst allerdings auf den eigenen Lebensgenuß bedacht, von den ersten Königen an jedoch mit dem bewußten Zweck, der Öffentlichkeit und dem Volke Schönheit und Kultur zu schaffen. Mehr noch als andre deutsche Residenzen ist München eine Schöpfung seiner Fürsten. Nun hat die von fremden Schwarmgeistern eingeleitete Revolution den König entthront und die Hofhaltungen der verschiedenen Wittelsbacher Prinzen aus München verscheucht; nicht wenige haben diese Gewaltat als Undank mit tiefer Bitterkeit empfunden. Trotzdem scheint der Sturz dieses wie der andern deutschen Throne unwiderruflich zu sein, und es mag dabei bleiben, wenn nur der zur Herrschaft gelangte sogenannte Volkswille die von den Fürsten geschaffenen Werte und Werke erhält und mit gleicher Liebe weiter pflegt. Demokratien sind den Kulturaufgaben der Menschheit nicht immer günstig gewesen, die Herrschaft der Massen nie; sie hat stets mehr zerstört als geschaffen. Und es dürfte schwer, sehr schwer sein, auch wenn der beste Wille ans Werk geht, die Massen, deren Ziel in erster Reihe die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse ist, so zu erziehen, daß ihnen Bildung, Wissenschaft und Schönheit auch nur gleichwertig wird mit der Sättigung des Magens und der körperlichen Bequemlichkeit. Darum sind ernste Besorgnisse gerechtfertigt, ob München als Hauptstadt des Volksstaates Bayern in kultureller Hinsicht das alte schöne und fruchtbare Heim für geistige und künstlerische Schaffenskunst bleiben wird, das es unter seinen Fürsten geworden war.

Zwar haben die Geistarbeiter, wie das neugeprägte Wort der Revolution lautet, sich erstaunlich rasch in die neue Lage gefunden und regen sich und reden gewaltig seit Monaten über Ziele und Formen ihres künftigen Wirkens; es sind gewiß viele wohlmeinende und ehrliche Idealisten darunter, die sogar imstande wären, Fortschritte anzubahnen, aber daneben auch ein Haufe, dem es nur darauf ankommt, im demokratischen oder sozialisierten Staat den Brotkorb nicht zu verlieren. Werden aber die schön ausgedachten Programme Verständnis finden bei denen, die vor allem die Begehrlichkeit der Massen befriedigen wollen, und werden in der Not der kommenden Jahre die Mittel vorhanden sein, die für die Pflege des Geistteslebens und der Schönheit unentbehrlich sind? Die Verneinung der Frage liegt näher als ihre Bejahung.

Es sind daher recht trübe Gedanken, die bei allem Frühlingssonnenschein durch das Herz ziehen. Es ist uns vieles untreu geworden in den Schreckensjahren des Weltkrieges; nicht das Glück allein. Auch die Menschen in ihrer Schwäche und ihrem Wankelmut. Treu geblieben ist uns nur die Natur, die in strahlender Frühlingssonne sich mit neuem Leben und junger Schönheit schmückt, trotz allem Elend, das die Menschen über uns gebracht haben. Ihr lebensfrohes Wiedererwachen mag auch uns wieder mit Mut und Hoffnung erfüllen. Als die welken Blätter im vorigen Herbst zu Boden sanken und nur noch die kahlen Stämme trübselig in die kalte, nebelgraue Luft ragten, brach das alte Deutschland zusammen, München ging voran im Sturz. Heute quillt von neuem frisches Leben aus den Stämmen, die fest gewurzelt sind im deutschen Boden, alles keimt und grünt und blüht, als wollte die Natur der Heimat uns Beispiel und Mahnung geben in den traurigsten Tagen unsrer Volksgeschichte. Einem unsrer Dichter hat der neue Lenz in seiner Blütenfülle das zuversichtliche Wort gegeben: Nun muß sich alles, alles wenden! — Sollen wir Menschen uns von den Bäumen des Nymphenburger Parks beschämen lassen?

Nebelspaltereien.

Der Friedensvertrag.

1 Mark und 36
Pfennig kostet jenes Buch,
welches auf den bräunsten Ochsen
wirkt als wie das rote Tuch.

Viermalhundert Paragraphen
und dann 40 noch dazu
auf 224
großen Seiten findest du

als die Hymnen der Vernichtung
aufgehäuft. Ein starker Mann,
wer in Ruhe diese Dichtung
lesen und verdauen kann!

Mit dem „Liebe deinen Nächsten"
samt dem ganzen Heil'gen Geist
wird das schöne Spiel getrieben,
das man Schinbeluder heißt.

Viermalhundert Drachenzähne
hat man damit ausgesät.
wehe, wenn vierhundertfältig
auf der böse Samen geht!

Die Verfasser dieses Buches
kriegen dann ein Honorar.
wie es wohl von dieser Güte
noch nie dagewesen war.

Berechtigtes Mißtrauen.

Frau A.: Mein Arzt rät mir, ich sollte eine dreimonatliche Kur in Pfäfers antreten, aber ich traue ihm nicht recht!

Frau B.: Warum denn nicht?

Frau A.: Weil mein Arzt gleichzeitig mein Schwiegersohn ist!

Erlauschtes.

's Miggeli ist ein herziges Blondköpfchen von zwei Jahren. Immer gut gelaunt, der Sonnenschein des Hauses. Besonders am Morgen will das Plappermäulchen nicht still stehen.

Allmorgentlich bringt 's Rösi, die brave Kindsmagd, 's Miggeli, sein hergerichtet, der Mutter zum ersten Kuß. Den zweiten bekommt stets nachher der Vater mit strahlender Kindesfreude verabreicht. Eines Morgens sagt die glückliche Mutter wie immer: „So, jetzt geischt zum Bappeli und gibscht ihm es Mündscheli."

„Bappeli scho Müntscheli gä. Rösi au Babe Müntscheli gä . . .!" meldet mit lachendem Auge gar wichtig 's herzige Miggeli.

Warum nur 's Rösi fortgeht, fragt sich verwundert 's Miggeli.

Aus Berlin.

Als ein Berliner Arbeiter gefragt wurde, ob er nicht wieder die Arbeit aufnehmen wolle, um sein Brot zu verdienen, antwortete er:

„Watt, — ich arbeiten?? Nee, ick koof mir 'n Maschinenjewehr für 50 Mark und mach mir selbständick!!"

„Unabhängige."

Wie sich das Gesindel heute
Unabhängig nennt und preist —
Die gemeine Gier und Beute.
Das ist seines Wesens Geist.

Pack vom Scheitel bis zur Sohle,
Groß nur, was betrifft das Maul —
(Daß es doch der Teufel hole!
Doch selbst dem stink's allzufaul.)

Unabhängig vom Gewissen,
Unabhängig von der Scham,
Hundsgemein und hingerissen
Und nur dann nicht lendenlahm:

Gilt's zu hetzen und zu hatzen,
Gute Arbeit zu versau'n —
Und ein solches Korps von Fratzen,
Will das Reich der Zukunft bau'n.

Kunstrequisitionen.

(Berner Bund.)

In dem Entwurf des Friedensvertrages, der den deutschen Delegierten in Versailles präsentiert worden ist, findet sich neben den ungeheuerlichen politischen, wirtschaftlichen, finanziellen Zumutungen im 8. Abschnitt, der von Wiederherstellung und Schadenersatz handelt, auch ein kleines Kapitel „Besondere Bestimmungen", das, da es sich im wesentlichen nur um Kunst handelt, bei der Agentur-Uebermittlung der Hauptzüge des Instrumentes uns vorenthalten worden ist. Es lautet:

„Als Wiedergutmachung für die Zerstörung der Bibliothek in Löwen hat Deutschland Handschriften, alte Bücher, Drucke usw. nach Maßgabe der zerstörten auszuliefern. Ferner hat Deutschland an Belgien die jetzt in Berlin befindlichen Flügel des Altarbildes der Anbetung des Lammes von Hubert und Jan van Eyck auszuliefern, dessen Mittelstück sich jetzt in Gent befindet, und die jetzt in Berlin und München befindlichen Flügel des Altarbildes des Abendmahls von Dirk Bouts, dessen Mittelstück der Kirche von St. Petrus in Löwen gehört. Deutschland hat binnen sechs Monaten den Koran des Kalifen Othman, früher in Medina, an den König der Hedschas zurückzugeben und den Schädel des Sultans Mkwawa, früher in Ostafrika, an die Regierung Sr. Britischen Majestät zu erstatten.

„Die deutsche Regierung erstattet ferner der französischen Regierung gewisse Schriftstücke, die die deutschen Behörden 1870 weggenommen haben und Herrn Rouher gehören; ferner sind die während des Krieges von 1870—71 weggenommenen französischen Fahnen zurückzugeben."

Wir haben es hier nun mit den beiden auf Werke der Altniederländer Hubert und Jan van Eyck und Dirk Bouts bezüglichen Kunstrequisitionen zu tun, weil es sich hier um Gemälde handelt, die jedem Besucher des Berliner Museums (jetzt Kaiser Friedrich-Museums) und der Alten Pinakothek in München geläufig sind.

Was die vier Tafeln von Dirk Bouts betrifft — in Berlin das Passahfest und die Eliasspeisung; in München die Mannalese und die Begegnung Melchisedeks und Abrahams —, so gehören sie zu einem Altarwerk, das die Brüderschaft zum hlg. Sakrament in die Peterskirche zu Löwen gestiftet hatte, und für das noch die Quittung des Künstlers (von 1468) vorliegt. Das Mittelstück mit der Darstellung des Abendmahls blieb in St. Peter, während die oben genannten Tafeln, entscheidende Werke des (aus Holland gebürtigen, aber in Löwen nach langem Aufenthalt verstorbenen) Dirk Bouts, aus der berühmten Boissereschen und aus einer Aachener Privatsammlung seinerzeit nach Berlin und München gelangt sind.

Nun erinnert man sich des unseligen 22. August 1914, der so furchtbaren Schaden über Löwen gebracht hat. Dem Schmerz und der Entrüstung über die Vernichtung des Universitätsgebäudes und der so wertvollen Universitätsbibliothek wie über die Schädigung der spätgotischen Peterskirche (durch den Brand des Dachstuhls) haben wir damals hier klaren Ausdruck gegeben, und wir lassen uns von jenen Gefühlen auch heute nichts abmarkten, nachdem wir erlebt haben, was andere Städte inzwischen zum Teil durch die Geschosse der englischen, französischen, belgischen Armeen selbst — man denke nur immer wieder an Ypern — erlitten haben. Nur daran darf doch wohl erinnert werden, daß es deutsche Offiziere waren, die noch während des Brandes von St. Peter die Bilder des Dirk Bouts — neben dem genannten Abendmahl handelt es sich um die Marter des Hlg. Erasmus — ins Rathaus gegenüber gerettet haben, weil sie über den Wert dieser Gemälde genügend unterrichtet waren, was ihrer Bildung gewiß ein recht gutes Zeugnis ausstellt. Immerhin: wenn jetzt zu dem isolierten Mittelstück die vier ergänzenden Stücke gerade für die Kirche gefordert werden, die unter dem Krieg nicht unbeträchtlich gelitten hat, so läßt sich das verstehen; wenn man auch durchaus daran festhalten muß, daß diese vier Tafeln einst auf völlig rechtmäßige Weise durch Ankauf in den öffentlichen Berliner und Münchner Kunstbesitz übergegangen sind. Auch daß die Bibliothek in Löwen, die eine Fülle unschätzbarer Inkunabeln in den Flammen untergehen sah, eine Kompensation erhält, wird man nicht als unbillig bezeichnen können. Mit der wahrhaft odiösen Art, wie die Italiener in Wiener Bibliotheken sich bereichert haben, darf diese Kompensationsforderung an Deutschland für die Bibliothek in Löwen nicht verglichen werden.

Wie steht es nun mit den in Berlin befindlichen Teilen des berühmten Genter Altars der Brüder van Eyck? Für den Johannesaltar der Kathedrale S. Bavo in Gent ist er als Stiftung des Jodokus Vydt in den 1420er und 30er Jahren entstanden als Werk Huberts und Jans van Eyck, eine großartige Schöpfung nach Komposition und Technik, nach Kühnheit des Realismus und Tiefe der Beseelung, eines jener Werke, die Marksteine in der Kunstentwicklung bilden. Die Schönheit dieses mächtigen Altars, dessen Herzstück die wundervoll feierliche Anbetung des Lammes bildet, ist sozusagen von seiner Aufstellung an Gegenstand lauten Ruhmes gewesen. Philipp II. hätte ihn gerne in sein Spanien entführt; aber er mußte sich mit einer Kopie zufrieden geben, die in der Folgezeit dasselbe Schicksal hatte wie das Original: sie blieb nicht zusammen, sondern wurde in mehrere Teile auseinander gerissen, so daß man von dieser Kopie van Coxies Tafeln in Gent und Berlin und München begegnet. Das Original selbst wurde vor den Bilderstürmern des Jahres 1566 gerettet. Zehn Jahre später wurde in Gent erwogen, es der Königin Elisabeth als Schützerin der Genter Calvinisten zu verehren. Das geschah dann auf Bitten von Nachfahren der Stifter doch nicht. In den 1580er Jahren kam das auf dem Rathaus untergebrachte Altarwerk wieder in St. Bavo zur Aufstellung. Der gute Kaiser Joseph II. soll bei einem Besuch der Kirche an der Nacktheit von Adam und Eva Anstoß genommen haben. Diese beiden Altartafeltele — ehrwürdigste Inkunabeln des Naturstudiums des unbekleideten menschlichen Körpers — wurden denn auch unsichtbar gemacht und blieben es auf lange hinaus. In Franz Kuglers Handbuch der Malerei von 1837 liest man: „Die äußern Seitenflügel der obern Reihe, welche Adam und Eva einander gegenüberstehend darstellen und sich in Gent befinden, sind dem Reisenden unzugänglich, da sie, wie man sagt, aus großem Zartgefühl unter strengstem Verschluß gehalten werden." Diese zwei Tafeln sind 1860 von Gent ins Kgl. Museum nach Brüssel gewandert. — Die siegreichen Truppen der französischen Revolutionsarmee machten in Belgien auch vor dem Genter Altar nicht Halt. Die Mittelbilder wurden 1794 nach Paris gebracht, „wo sie 1799 in der Ausstellung des Louvre als Hauptstücke in der großen Menge erbeuteter Kunstwerke glänzten." Die Flügeltafeln des Altars aber wollten die Genter nicht ziehen lassen, so schöne Dinge auch man ihnen von Paris aus als Tausch anbot. Der Sturz des Napoleonischen Kaiserreiches brachte die geraubten Tafeln aus Paris nach Gent in die Vydtskapelle von St. Bavo zurück. Seltsamerweise jedoch wurden die so treu gehüteten Flügelbilder bald nach 1816 an einen belgischen Gemäldehändler verkauft. Von diesem kamen sie an den Berliner Kunstsammler Solly, und von diesem erwarb sie 1821 die preußische Regierung für das Berliner Museum. In Gent aber blieben in St. Bavo die Anbetung des Lammes und die über diesem Breitbilde befindlichen drei Hochformattafeln des Gottvater, der Maria und des Johannes. Für die nach Brüssel gebrachten Adam- und Eva-Tafeln stiftete die belgische Regierung nach St. Bavo zur Ergänzung des Altarwerkes sechs der Flügelkopien von Coxcie und zwei moderne Kopien der Adam und Eva-Tafeln.

So finden wir denn, daß man in Belgien selbst dieses Wunderwerk der Malerei keineswegs nach Gebühr behandelt hat. Nicht nur veräußerten die Genter die herrlichen Altarflügel mit den singenden und musizierenden Engeln, mit der prachtvollen Cäcilie an der Orgel, mit den hlg. Einsiedlern und den hlg. Pilgern, den gerechten Richtern und den Streitern Christi, welche Doppeltafeln die Anbetung des Lammes flankierten, mit den rührend andächtigen Stifterbildnissen, und kümmerten sich um ihre weitern Schicksale nicht mehr: sie mußten sich auch von der Landeshauptstadt noch eine Amputation gefallen lassen und sich mit neuen Kopien zufrieden geben. Somit kann von irgend welchem besondern Pietätsverhältnis Belgiens zu diesem Genter Altarwerk im Ernste nicht gesprochen werden. Jedenfalls ist die völlige Rechtmäßigkeit der Erwerbung der Flügel für das Berliner Museum nie auch nur im mindesten bezweifelt worden. Es gibt Museumsbesitz genug, der sich dieser einwandfreien Sauberkeit wahrlich nicht rühmen kann. Man wird sagen: ein siegreiches Deutschland hätte sich der in Berlin fehlenden Tafeln des Genter Altars sicherlich bemächtigt. Einer solchen Behauptung darf man nach strikten Aeußerungen der entscheidenden Männer entgegentreten. Wäre es aber geschehen, so würden wir ein solches Vorgehen nicht anders eingeschätzt und zubenannt haben als das jetzt dem besiegten Deutschland gegenüber in Anwendung gebrachte: es wäre ein schmählicher Raub gewesen, desgleichen in unserer Kulturwelt ein- für allemal nicht mehr vorkommen dürfte.

Institut für Arbeitsrecht. Ein Institut für Arbeitsrecht ist in Frankfurt a. M. in Verbindung mit der Universität und dem Sozialen Museum geplant. Das Institut für die Wirtschaftswissenschaften soll mit Rücksicht auf die Sozialisierungspläne in der deutschen Industrie ausgebaut werden.

Arbeitszustände in Italien.

(„Berner Bund".)

Rom, 4. Juni. Gestern entgleiste in Rom ein Wagen der Elektrischen, wobei zwei Menschen ums Leben kamen und mehrere verletzt wurden. Infolgedessen traten die Trambahnangestellten in Streik und sie streiken auch heute noch. Es ist vielleicht für den Leser schwierig, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung restlos herzustellen. Ich muß gestehen, mir geht es nicht besser. Aber zu einem Streike ist heutzutage jeder Grund hinlänglich. Heute z. B. bekam man, wenn man sich mit hungrigem Magen an der Türe der Trattoria die ebenso spärliche wie teure Speisekarte ansehen wollte, bloß heruntergelassene Rolläden zu Gesicht, was auch auf einen abgehärteten Kriegsmagen nicht eben erbaulich wirkte. Der hungrige Quirite fing an, sein reiches Repertorium von Kraftausdrücken um sich zu speien. Welch ein Hartschädel! Er konnte nicht begreifen, daß wenn die Kellner streiken, dies bloß zu seinem Besten geschah. Aber gewiß die Arbeiter des gedeckten Tisches (i lavoratori della mensa) feierten, um dem Wirtshauskunden in Zukunft das Trinkgeld zu ersparen. Diese Trinkgeldgeschichte ist reichlich komisch. Nach einigen Jahrhunderten Trinkgeldpraxis fanden plötzlich vor zwei Monaten die „Arbeiter des gedeckten Tisches", daß diese Art der Entlöhnung ihrer Würde als selbstbewußte und fortgeschrittene Proletarier nicht mehr entspräche und verlangten neben ändertthalb Dutzend anderer Bagatellen wie Lohnverdoppelung, englische Woche usw. die Abschaffung dieser entwürdigenden Form der Arbeitsvergütung. Die Forderung wurde angenommen, aber die Abschaffung bezog sich bloß auf den Namen; denn statt des freien Trinkgeldes bezahlte der Speisewirtschaftsgast ein diritto fisso, eine feste Taxe, von zehn und der Cafébesucher eine solche von zwanzig Prozent. Der neue Streik bezweckt nunmehr diese Gebühr dem Wirte aufzubürden. Das wäre ja eine schöne Sache, wüßte der Konsument nicht ganz genau, daß er trotzdem in irgend einer Form die Rechnung zu zahlen hat. Das ist für ihn so sicher wie der Umstand, daß er heute dank dieser neuen Art „humanitären" Streikes auf ein ordentliches Mittagessen hat verzichten müssen.

Doch Spaß beiseite: die Streikmanie hat gegenwärtig in Italien, genau so wie anderswo, einen bedenklichen Grad erreicht. Jeder Vorwand ist gut zur Arbeitseinstellung. Es ist so weit gekommen, daß z. B. der „Corriere della Sera" sich allen Ernstes fragt, ob dieser allgemeine Hang zum Feiern nicht eine Folge des untätigen Schützengrabenlebens sei. Es ist ja selbstverständlich, daß infolge der Verteuerung der Lebenshaltung (die z. B. für Rom statistisch mit 486 Prozent der Preise bei Kriegsbeginn nachgewiesen ist) oder infolge Entwertung des Papiergeldes die Arbeitsentlöhnung auf eine vollkommen neue Basis gestellt werden mußte. Das ist nun in Italien, weit mehr noch als irgendwo, absolut ungleichmäßig zugunsten der organisierten Muskelarbeiter und zum Nachteil der freien Hirnarbeiter geschehen. So verdient z. B. ein Landarbeiter in der Campagna Romana (bei Achtstundentag) 32 Lire plus Verköstigung im Tag, in Terracina 50 Lire, in Apulien 35 Lire plus Verköstigung. Ein Schiffsauslader im Hafen von Genua bringt es in Akkordarbeit bis auf 80 Lire im Tag, ja man verbürgt mir einen Fall in Venedig, in dem ein Arbeiter volle 120 Lire im Tage verdiente. Darnach wird sich niemand mehr wundern, wenn diese Arbeiter sich Sonntags in Gesellschaftsanzug werfen, ein Auto mieten und das Geld, das sie mit dem besten Willen nicht aufessen und vertrinken konnten, auf die Roulette des Kasino von San Remo werfen. Daß die Vorarbeiter in den Metallwarenfabriken von Turin streikten, weil sie ein Minimum von 2000 Liren im Monat verlangten, habe ich bereits hier schon erwähnt. Ein gewiß bescheidener Lohn, verdient doch z. B. ein Sonnino als Minister ebensoviel. Daß daneben ein Gelehrter von Weltruhm wie z. B. Giacomo Boni, der Leiter der Ausgrabungen auf dem Palatin, vom Staat ein Jahresgehalt von 5000 Lire bezieht, möge diese Ueberschätzung der Muskelarbeit am überzeugendsten illustrieren.

Wenn nun diese Einschätzung der Muskelarbeit irgend einem wirtschaftlichen Gesetz entspräche, wie der unbeschränkten Nachfrage und mangelhaftem Angebot, so müßte man sie notgedrungen sich gefallen lassen. Aber diese Einschätzung entspricht nicht den realen wirtschaftlichen Verhältnissen, sie ist künstlich erzwungen, sie bedeutet eine Erpressung, bei welcher die Angst der bürgerlichen Klasse vor dem Bolschewismus eine Hauptrolle spielt. Nun ließe sich dagegen nichts einwenden, wenn die organisierten Arbeiter ihre Macht dazu brauchten, den Gewinn der Arbeitgeber auf ein gewisses Maß einzuschränken. In Wirklichkeit wird ihnen das nie gelingen, denn der Arbeitgeber erhöht entweder entsprechend die Preise um den gleichen Gewinn zu machen, oder wenn ihm dies die Konkurrenz verunmöglichen sollte, so wendet er seine Kapitalien rentableren Unternehmungen zu. Das Resultat der maßlosen Lohnforderungen wird also notwendigerweise eine weitere Verteuerung der Lebenshaltung oder Arbeitslosigkeit sein.

Es ist freilich bis jetzt der Regierung noch nicht gelungen, diesen Circulus vitiosus durch Milderung der Lebensmittelteuerung zu brechen; aber dies rechtfertigt noch keineswegs die mit Streikgewalt erzwungene Privilegierung einiger Kategorien von Arbeitern, die mit ihrer Arbeitsleistung in keinem Verhältnis mehr steht. Ihr Versuch, die außerordentliche Hochkonjunktur des Krieges trotz veränderten Verhältnissen, künstlich zu verlängern, wird sich in absehbarer Zeit von selbst rächen. Denn was will es bedeuten, wenn der Staat ein paar Lebensmittelkonserven billig abgibt, wenn ich im Restaurant gleichwohl dieselben hohen Preise wie im November 1918 bezahle, weil, wie mir der Wirt mitteilt, die Kellner gewaltige Lohnaufbesserungen bewilligt erhielten, oder wenn mich ein Kleid 100 bis 150 Lire mehr kostet, als vor ein paar Monaten, weil inzwischen die Schneidergehilfen trotz Verminderung der Arbeitszeit verdoppelte Löhne zugebilligt erhielten.

Wohin die endlichen Lohnforderungen bei stets abnehmender Arbeitsleistung führen werden, ist schwierig zu sagen. Die einzige Rettung beruht in der Simultaneität dieser Erscheinungen in den meisten Ländern, andernfalls würde unter dem Druck auswärtiger Konkurrenz eine wirtschaftliche Katastrophe unvermeidlich werden.

Edelmut.

Hast du ein großes Glück errungen,
So trag' es mit Bescheidenheit;
Der Quell vielleicht, aus dem's entsprungen,
Bracht' einem Ander'n tiefes Leid.
Und schlug ein Leid dir selber Wunden,
So tröste dich mit edlem Mut, —
Das Leiden, das du selbst empfunden,
Vielleicht tut's einem Ander'n gut.

— Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewußtsein äußern: aber er ist nicht echt, sobald man den Vorsatz dabei wahrnimmt